

STUNDE DES HÖCHSTEN

Gottesdienst vom 05. November 2023
Thema: Leben – Was bedeutet Vielfalt

PREDIGT VON MARTIN BENZ



(Martin Benz steht vor einem Holztisch und hat die Hände ineinander gelegt.)

Wir haben es wahrscheinlich alle schon wahrgenommen: Es herrscht eine zunehmende Verunsicherung in der Bevölkerung und im eigenen Leben. Die Globalisierung, die Komplexität vieler Zusammenhänge und die Digitalisierung lassen immer mehr Menschen ratlos zurück. Und auch der Krieg an den Rändern Europas ist ein Phänomen, von dem wir dachten, dass wir es überwunden hätten.

In dieser allgemeinen Rat-und Hilflosigkeit erstarken die Extreme, die politischen Ränder, die uns versprechen, Sicherheit und Klarheit zu bieten. In vielen Ländern erleben die rechtspopulistischen und nationalistischen Kräfte starken Zulauf. Diktatoren haben gerade Hochkonjunktur, weil sie einfache Lösungen für komplexe Fragestellungen anbieten und

diese hemmungslos durchsetzen. Was passiert gerade mit unserer Welt, mit unserer Kultur und unserer Gesellschaft? Ich möchte mit dieser Predigt ein Phänomen beleuchten, das uns helfen kann die aktuelle Entwicklung besser einzuordnen. Was viele Menschen aktuell als verunsichernd und anstrengend erleben ist der Verlust der Normalität.

„Normalität bezeichnet in der Soziologie das Selbstverständliche in einer Gesellschaft, das nicht mehr erklärt und über das nicht mehr entschieden werden muss. Dieses Selbstverständliche betrifft soziale Normen und konkrete Verhaltensweisen von Menschen. Es wird durch Erziehung und Sozialisation vermittelt.“ (Quelle: Wikipedia)

Lange Zeit gab es in unserer Gesellschaft eine breite Normalität. Vieles war geklärt, galt als normal und fand breite Akzeptanz. Man musste nicht ständig überlegen, wie man in der Norm bleibt. Denn die Norm bestimmt die Normalität. Im Bereich der Normalität kann man sich unbeschwert bewegen, weil einem viele Entscheidungen abgenommen sind. Normalität schafft Sicherheit, Orientierung und Geborgenheit. Sie ist unsere Komfortzone. Normalität ist eine Art verbindende Schnittmenge der Gesellschaft.

Aber seit Jahren erleben wir, wie das Feld der Normalität immer kleiner wird – und damit die Verunsicherung immer größer. Normen gehen verloren. Die Schnittmenge wird kleiner, weil die Diversität und Vielfalt der Gesellschaft größer wird. Was über Jahrzehnte als geklärt galt, wird neu verhandelt und infrage gestellt. Wir erleben den Verlust an Normalität in einem Tempo und einer Taktung, wie das selten zuvor der Fall war.

Woran wird dieser Verlust der Normalität augenblicklich sichtbar? Zum einen an unserer Sprache. Wie dürfen wir noch reden? Plötzlich löst man durch einen Satz oder ein Wort einen Shitstorm aus. Darf ich Begriffe, die mir mein ganzes Leben lang vertraut waren, überhaupt noch gebrauchen oder diskriminiere ich damit jemanden? Darf ein Restaurant noch „Zum Mohren“ heißen? Muss ein Straßennamen umbenannt werden, wenn er nach einem General aus dem Ersten Weltkrieg benannt ist?

Auch das Gendern bedroht die Normalität unserer Sprache. Der Sprachfluss verändert sich und neue Endungen müssen kreiert werden. Selbst in einer der neuesten Kinderbibeln wird konsequent gegendert, was das Vorlesen offen gesagt herausfordernd macht.

Die andere Verunsicherung betrifft Fragen der Kultur und Gesellschaft. Dürfen meine Kinder an Fasching noch als Indianer verkleidet in den Kindergarten gehen? Darf ich als Deutscher Dreadlocks tragen oder Didgeridoo spielen oder ist das bereits kulturelle Aneignung? Dürfen die Kirchenglocken in einem Dorf noch läuten oder ist das jetzt Ruhestörung? Ist die klassische Familie mit Mutter, Vater und Kindern noch der Normalfall oder wird das durch alternative Familienmodelle abgelöst? Zudem hat die Coronakrise uns mit einem Schlag aus der Normalität unseres Alltags herausgerissen.

Es gäbe noch so viel mehr Beispiele, wo sich Menschen angesichts der ungeheuren Diversität und Vielfalt in unserer Gesellschaft zunehmend überfordert fühlen. Und ich wollte diese Beispiele gar nicht wertend auflisten, es geht nicht darum, ob ich diese Veränderungen unsere Normalität positiv oder negativ bewerte. Mir geht es nur darum deutlich zu machen, in welchem Umfang Menschen gerade mit dem Verlust der Normalität klarkommen müssen.

Und irgendwie ist das auch schizophren: Auf der einen Seite will man Vielfalt und den maximalen Individualismus, also die Verwirklichung der eigenen Bedürfnisse und Sichtweisen. Und auf der anderen Seite will man ganz viel Normalität und eine möglichst große Schnittmenge in der Gesellschaft. Aber man kann auf Dauer nicht beides haben.

Dieser Verlust der Normalität hat allerdings Konsequenzen. Eine Konsequenz ist die wachsende Sehnsucht vieler Menschen nach der alten Normalität. Und jeder, der die Rückkehr zu den alten Normen verspricht, erlebt Zulauf, egal ob radikale Partei oder fundamentalistische Religion.

Eine weitere Konsequenz ist der Rückzug in die eigenen vier Wände und dadurch die Abkehr von der Verunsicherung da draußen. Es wächst einerseits ein Zugehörigkeitsgefühl zu denen, die den Verlust an Normalität ebenfalls beklagen und gleichzeitig eine deutliche Abgrenzung denen gegenüber, die diese neuen Klärungen einfordern. Damit vergrößert sich die Spaltung innerhalb der Gesellschaft. Die Menschen werden zudem fremdenfeindlicher, weil Fremde

oder Flüchtlinge ihrer Meinung nach mit ihrer Kultur, ihren Sitten und Werten unsere Normen bedrohen. Und gleichzeitig werden die Fremden unzufriedener und feindseliger, weil sie durch ihren sozialen Stand und den Mangel an Ressourcen die eigene vertraute Normalität nicht wieder aufbauen können. Die Attraktivität der eigenen Normalität ist daher auch einer der Gründe, warum Integration oft so schwer gelingt. Integration heißt für uns nämlich, dass fremde Menschen ihre Normalität aufgeben und dafür unsere Normalität übernehmen. Aber Normalität wächst über Jahrzehnte, über Generationen hinweg und lässt sich nicht einfach austauschen. Und wer Vertreibung, Krieg oder Flucht hinter sich hat, verspürt umso mehr das Bedürfnis nach seiner vertrauten Normalität, die sich in der eigenen Kultur, der eigenen Sprache, den eigenen Traditionen und Sitten zeigt.

Und jetzt? Wie gehen wir als Christen mit dem Verlust von Normalität um? Wir müssen unbedingt die Schattenseiten der Normalität wahrnehmen. Normalität war und ist seit vielen Jahrhunderten auch ein Machtinstrument, ein Werkzeug der Unterdrückung. Die Normalität hat Blut an ihren Fingern. Sie ist der Nährboden, auf dem Minderheiten ausgegrenzt, ausgeschlossen, diffamiert, denunziert, kriminalisiert und eingesperrt werden. „Arisch“ galt in der Nazi-Ideologie als normal und darum wurden Juden als Ungeziefer betrachtet, die es auszurotten galt. Weiß sein galt als normal und darum durfte man dunkelhäutige Menschen als Sklaven halten. Katholisch sein galt als normal und darum durfte man Protestanten verfolgen. Der Mann als Ebenbild Gottes galt als normal und darum wurde Frauen in vielen Kirchen das Lehren und Leiten untersagt. Heterosexualität gilt in vielen Ländern als normal und darum werden in manchen Ländern queere Menschen mit lebenslanger Haft oder dem Tode bestraft.

In Anbetracht dessen hat der Verlust der Normalität auch etwas Gutes, denn er zerstört damit gewachsene Unterdrückungsstrukturen und Ausgrenzungsmechanismen. Christen müssen wahrnehmen, dass sie ein Volk im Aufbruch sind. Die Geschichte der Jahwe-Religion ist im Kern die Geschichte des Auszugs und des Aufbruchs aus der Normalität.

Abraham, als Vater der jüdischen Religion, hört von Gott in Genesis 12, 1: „Geh fort aus deinem Land, verlass deine Heimat und deine Verwandtschaft und zieh in das Land, das ich dir zeigen werde!“ Land, Heimat und Verwandtschaft sind der Inbegriff der Normalität.

Aber genau aus dieser Normalität musste Abraham aufbrechen in die Fremde, ins Unbekannte, ins Ungewisse. Und bis heute ist für Juden der Exodus, der Auszug unter Mose, ihre konstituierende Erfahrung als Volk und als Religion. Das Volk Gottes ist und bleibt ein Volk im Aufbruch, ein Volk auf Wanderschaft, ein Volk in der Fremde. Und auch im Neuen Testament bestätigt Petrus diese Fremdheit der Christen: „Ihr wisst, liebe Geschwister, dass ihr in dieser Welt nur Ausländer und Fremde seid.“ (1. Petrus 2, 11).

Und Paulus redet davon, dass wir unser Bürgerrecht im Himmel haben. Aus der irdischen Normalität wurde für uns eine himmlische Identität. Das griechische Wort für Kirche, Ecclesia, heißt wörtlich „die Herausgerufenen“. Auch die Kirche ist herausgerufen aus den Normen der irdischen Gesellschaft. Unsere Zugehörigkeit, Heimat, Verbundenheit und Sicherheit nehmen wir nicht aus dem Bereich der irdischen Normalität, sondern aus der Kraft unserer himmlischen Identität. Was für uns Christen normal ist, orientiert sich nicht an irdischen Normen, sondern an himmlischen Werten. Nicht am gesellschaftlichen Konsens, sondern am Lebensstil Jesu.

Wenn ich mich wirklich als Bürger des Himmels verstehen würde, hätte ich viel früher damit beginnen müssen, mich den Machtstrukturen der Normalität entgegenzustellen, mich auf die Seite der Diskriminierten, der Benachteiligten, der Fremden und der Vergessenen zu stellen und mich der betäubenden Wirkung der Normalität zu widersetzen. Wir müssen uns umso mehr um Solidarität bemühen. Dem Verlust der Normalität folgt in der Regel der Verlust der Solidarität. Der höhere Energieverbrauch für ein Leben mit geringerer Normalität muss irgendwo kompensiert werden. Als Konsequenz konzentrieren wir uns auf uns selbst und müssen uns ganz neu zurechtfinden. Oft geht das auf Kosten der Solidarität, des Ehrenamts und der Hilfsbereitschaft. Alle wollen frischem Brötchen am Sonntagmorgen, aber keiner will um 4:00 Uhr diese Brötchen backen. Alle wollen am Sonntag in die Notaufnahme gehen können, aber immer weniger Menschen sind bereit am Wochenende zu arbeiten. Alle sind dankbar, wenn ihre Kinder im Sportverein gefördert werden, aber an vielen Orten fehlt es an ehrenamtlichen Trainer oder Trainerinnen.

Ich erlebe einen dramatischen Rückgang an Solidarität in unserer Gesellschaft. Und der Grund ist nicht, dass Menschen so gottlos, böse und egozentrisch sind, sondern der Verlust der Normalität wird als so verunsichernd und anstrengend erlebt, dass keine Energie und Kapazität übrigbleiben. Als Christen werden wir keine neue Normalität erschaffen! Aber wir können eine Kultur der Solidarität prägen. Wir können unserem Umfeld auf Schritt und Tritt zeigen, was es heißt solidarisch zu sein. Wir können vorleben, dass sich unsere Solidarität nicht aus der Normalität speist, sondern aus den Werten des Himmels und der Gegenwart des Heiligen Geistes in unserem Leben.

Wir können nicht erst dann wieder solidarisch sein, wenn wir in unserer Komfortzone zurückgefunden haben, sondern gerade außerhalb unserer Komfortzone wollen wir den Menschen unsere Solidarität schenken. Solidarität bezeichnet eine Haltung der Verbundenheit mit – und eine Unterstützung von – Ideen, Aktivitäten, Bedürfnissen und Zielen anderer Menschen und Geschöpfe. Das ist nichts anderes als Nächstenliebe.

Jesus spricht von genau dieser Solidarität, wenn er in der Bergpredigt formuliert: „Alles, was ihr von anderen erwartet, das tut auch für sie! Das ist es, was das Gesetz und die Propheten fordern.“ (Matthäus 7, 12) Und im Lukasevangelium wird es so formuliert: „Behandelt alle Menschen so, wie ihr von ihnen behandelt werden wollt!“ (Lukas 6, 31)

Wie wäre es also, wenn wir als Kinder Gottes mithelfen würden, dort die Normalität zu hinterfragen, wo sie als Machtinstrument missbraucht wird, um Menschen oder diese Schöpfung zu dominieren, zu diskriminieren, auszubeuten oder auf ihre Kosten zu leben? Und wie wäre es, wenn wir unser eigenes Gefühl von Sicherheit, Geborgenheit und Zugehörigkeit weniger aus der Normalität um uns herum speisen und dafür viel mehr aus unserem Bewusstsein, in dieser Welt Fremde zu bleiben, deren Heimat, deren Familie und deren Bürgerrecht im Reich Gottes und in unserem Vater im Himmel liegt?

Und wie wäre es, wenn wir trotz des Verlustes an Normalität umso mehr um Solidarität bemüht sind? Wir hinterlassen den Geruch der Solidarität überall dort, wo wir waren. Wir wirken den Folgen des Normalitätsverlustes entgegen, indem wir die Solidarität unter uns und in unserer Gesellschaft stärken. Genau diese drei Dinge wünsche ich mir für uns Christen und für die Kirche der Zukunft. Amen.

Danke, wenn Sie »Stunde des Höchsten« mit Ihrer Spende unterstützen!

Stunde des Höchsten
Evangelische Bank
IBAN: DE48 5206 0410 0000 1351 35 | BIC: GENODEF1EK1

Für Spenden aus der Schweiz:

Die Zieglerschen e.V.
Spende »Stunde des Höchsten« | Postkonto: 91-405885-2
EUR IBAN: CH02 0900 0000 9140 5885 2
BIC: POFICHBEXXX